

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 92 (1966)
Heft: 46

Illustration: Vllltung frisch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Oh welche Lust —

Diplomat zu sein! Einladungen, Bankette, ein guttrainierter Dienerschaftsstab, repräsentative Aufmachung, Beziehungen zu den allerbesten Kreisen bis hinauf in den vor lauter Vornehmheit fast luftleeren Raum der Fürstenhöfe, soweit noch vorhanden, und überhaupt ...

Das alles stimmt sogar zum Teil, besonders das überhaupt. Aber wenn man die heutigen Gesandten so fragt — sie heißen zwar jetzt fast alle «Botschafter» — dann lautet der Bericht manchmal ein bißchen sauer: Personalmangel, Sprachschwierigkeiten in gewissen Ländern (nicht jeder hat das Talent oder nimmt sich die Mühe, die Sprache des Landes zu lernen, in dem er leben soll), Personalmangel, Trennung von den Kindern, die, wenigstens von einem gewissen Alter an, in der Schweiz geschult werden sollten, ständige Repräsentationspflichten — und drittens eben: Personalmangel. («Führen Sie einmal eine Gesandtschaft mit einem Mädchen für alles!») Früher, sagen sie dann, sei alles viel einfacher zu machen gewesen und eine Gesandtschaft sei geführt worden, wie es sich gehört. (Was namentlich punkto Personal sicher zutrifft.)

Nun, es gibt trotz allem auch heute noch Leute, die dieses wechselvolle Leben und seine Repräsentationspflichten und Mondanitäten genießen. Unsere Diplomaten werden im ganzen heute auch besser bezahlt.

Immerhin: man muß geschaffen sein dafür. Aber auch diese sagen, «früher» hätten es die diplomatischen Vertreter viel schöner gehabt. Ich hätte das geglaubt wie ein Lämmlein, wenn mir nicht eben ein altes Buch in die Hände gefallen wäre, nämlich die Ausgabe von 1912 von «La Patrie Suisse», eine illustrierte, in Genf herausge-

gebene Publikation, die offenbar in jenen Zeiten von den besseren Kreisen eifrig gelesen wurde.

Das vor mir liegende Exemplar riecht immer noch nach dem Rauch schwerer Zigarren, ein Duft, der die Sache erst vollkommen macht. Der Inhalt ist interessant und aufschlußreich, vielleicht teils mit, teils gegen den Willen der Herausgeber. Da wird etwa eingehend der Besuch des deutschen Kaisers in Bern geschildert und die Bilder zeigen eine Menge scharfgezwirbelter Schnurrbärte. Es war erreicht. Andererseits werden aber auch dem Zürcher Generalstreik von 1912 ein paar Zeilen gewidmet, ein Streik, der, trotz seiner starken

Ausbreitung, von zwei oder drei rasch aufgeborenen Bataillonen in wenigen Stunden in Ordnung gebracht worden sei.

Es folgt die Mitteilung von der Wahl zweier neuer Bundesräte mit ausgesprochenen Prachtsschnäuzen, ein Trabrennen in Yverdon, — kurzum, was sich halt in jenem Jahre so getan hatte und der Mitteilung wert schien oder war.

Auch der Auslandschweizer wird gedacht, unter anderem der Schweizerkolonie in Argentinien und des Gesandten, der sie betreute, und der Einweihung des dortigen «Schweizerhauses», die von Männerriegen und Männerchor verschönt wurde.

Die Einweihungsrede hielt der obenerwähnte Gesandte und von ihm erzählt nun der Berichterstatter aus Argentinien ein paar bemerkenswerte Dinge, zum Beispiel, daß er ein sehr beliebter Mann sei, dessen stets gute Laune seinem Prestige keinen Abbruch tue. (Einem Welschen verzieh man gelegentlich die Gutlaunigkeit. Die sind halt so. Oberflächlich, gällesi.) Aber beim Weiterlesen muß ich die gute Laune dieses Gesandten mehr und mehr bewundern. Hier setzt sich nämlich «La Patrie Suisse» in für diese Epoche ungewöhnlicher Offenheit mit der rauhen Wirklichkeit auseinander. Sie kommt auf Einkommen zu sprechen. Was könnte es Unfeineres geben?

Also: der Herr Minister — mit Frau und vier Kindern — hatte ein Jahresgehalt von 40 000 Franken. Wie meinen Sie? Für jene Zeit sei das recht schön? Genau das dachte ich auch. Aber ich muß jetzt erzählen, was im Bericht aus Buenos Aires steht, und was unwidersprochen blieb, weil es offenbar stimmte.

«Die Gesandtschaft mußte ihren Sitz weit vom Zentrum der Hauptstadt aufschlagen, wegen der enormen Höhe der Mietzinse, aber auch so kommt die Miete noch auf fast 1000 Franken im Monat.»

Dann erzählt der Berichterstatter, er habe das von den 40 000 Franken Einkommen des Gesandten «mit hervorquellenden Augen im Bundesblatt gelesen». Das seien nämlich ganze 18 000 Pesos, und die hätten eine weit geringere Kaufkraft, als 18 000 Franken in der Schweiz, oder überhaupt in Europa.

Dann kommt noch der Sekretär an die Reihe. Er stellte den gesamten diplomatischen Beamtenstab der Gesandtschaft dar. Und er erhielt 7000 Franken im Jahr. Das entsprach 280 Pesos im Monat, was knapp zu einer Bude mit Pension in einer Privatfamilie reichte. Dazu heißt es noch (damals!), man würde in vielen Industrie- und

